

**Ev.-Luth. Kirchengemeinde ANSGAR
Gottesdienst am 28. Oktober 2012**

**Ernst Barlach: „Der Träumer“
Pastor Tobias Götting**

Begrüßung

Im Namen Gottes, den wir nicht haben, aber der uns hat - im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes - Amen.

„Ich habe keinen Gott, aber Gott hat mich“ - es ist jener Satz Ernst Barlachs, der uns in unserer Ansgar-Kirche nun schon einige Jahre begleitet, immer Ende Oktober, wenn wir uns einem Werk des Bildhauers und Schriftstellers nähern.

Und immer gehen dann auch die Gedanken wieder an den Ort seines Schaffens, den wir gemeinsam besuchten, in Güstrow. Dort, am Insee, hinter Kiefern und Birken, hat das Atelierhaus 500 Plastiken, 300 Druckgraphiken, mehr als 2100 Zeichnungen und über 1500 Briefe des Künstlers gehortet. Im lichten Atelier steht das Werkmodell für den „Geistkämpfer“ in Kiel, hier liegt „Der Träumer“, den Barlach nicht hergeben wollte, weil er in der geschwungenen Oberfläche des Lindenholzes „die Wellen der mecklenburgischen Landschaft“ wiedererkannte.

Drei hamburgische Freunde trugen sich mit dem Vorhaben, den ›Träumer‹, der 1925 entstanden war und Barlach besonders am Herzen lag, drei Freunde trugen sich mit dem Vorhaben, den Träumer gemeinschaftlich zu erwerben und ihn abwechselnd bei sich aufzustellen. Als Barlach davon erfuhr, sagte er ab, da er sich nicht davon trennen mochte: »Ich will es gerne glauben, daß sie an dem Stücke Gefallen haben: es sind die Wellen der mecklenburgischen Landschaft.«

Seine Alterswerke wie „Der Wanderer im Wind“ und „Der Zweifler“ (den wir im vergangenen Jahr betrachtet haben) werden heute in der Gertrudenskapelle am westlichen Stadtrand aufbewahrt, einer ehemaligen Friedhofskapelle, die 1938 den Nationalsozialisten als „Ahnenhalle“ gedient hatte. Ein Jahr zuvor waren Barlachs Werke als „entartete Kunst“ gebrandmarkt worden.

Heute also nun: Der Träumer. Ich möchte über Träume in unserer biblischen Tradition nachdenken, möchte eine kleine Meditation über den „Träumer“ versuchen, und in einem dritten Wortbeitrag den Wittenberger Theologen Friedrich Schorlemmer zu Wort kommen lassen.

Wir haben keinen Gott, - denn einen Gott, den man hat, den gibt es nicht - aber Gott hat uns. Auch, wenn es Tages Schein hinunter geht.

Träume in der Bibel

In fast allen Kulturen der Menschheit spielen Träume eine auch religiöse Rolle. Im Traum begegnet dem Menschen eine geheimnisvoll-faszinierende, oft verstörende Anderswelt, die in den meisten Religionen dazu führt, den Traum wie eine Brücke zu verstehen: Eine „bridge over troubled water“, wenn man so will. Eine Brücke vom Jenseits zum Diesseits und zurück. Vom Himmlischen zu uns Irdischen. Ganz oft verbunden mit einer klaren Botschaft, fast könnte man sagen: klaren Durchsage des Allerhöchsten selbst, die keinerlei Deutungsoffenheit hat.

So sendet Gott dem neutestamentlichen Josef einen Traum, als der sich gerade zu wundern beginnt, woher Maria schwanger sein könnte. Gott sei Dank, möchte man sagen. Nicht auszudenken, Josef wäre nicht höchst göttlich aufgeklärt worden?! Ebenso in letzter Minute warnt ein Traum die junge heilige Familie vor den Übergriffen des Herodes: *„Und Gott befahl ihnen im Traum, dass sie sich nicht wieder sollte zu Herodes lenken und zogen durch einen andern Weg wieder in ihr Land“.*

Träume in der Bibel sind oft die letzte Rettung. Rettende Brücken über die menschlichen Abgründe von Hass und Gewalt. Sie bewahren vor Fallstricken, die andere einem legen und die man nicht versteht. Sie bewahren vor Gefahren, die ja höchst real damals wie heute unsere Lebenswirklichkeit durchdringen.

In der christlich-jüdischen Tradition ist interessant, dass selten Gott selbst das Wort ergreift. Denn zu viel Heiligkeit kann der Mensch nicht verkraften. Dafür gibt es Boten. Engel eben. Unter Umständen jede Menge. Sie machen die Sprache Gottes verstehbar und deutbar. Je nach Schwierigkeitsgrad der Krise wie auch der Botschaft bedarf es ihrer entsprechend viel.

Die Engel nehmen Angst. Ihr erstes Wort ist stets: *„Fürchte dich nicht“*. Sie nehmen Angst - und begleiten die Träumenden beim inneren Übergang vom Bekannten ins Unbekannte, vom Hier zum Dort, vom Bewussten zum Unbewussten. So helfen Träume durch ihre Bilder, Engel, Symbolik das Unsagbare in gewisser Hinsicht „sagbar“ zu machen.

Träume in der Bibel sind eine Sprache - ohne Worte. Sie sind Sprache der Seele. In ihnen „spricht“ der Mensch sich aus, wofür er am Tage keine Worte findet. So bewältigen sie schwere Seelenlast. Die Bibel ist voller Träume, die auf diese Weise heilsam in die Lebensgeschichte eingreifen.

In einer der ältesten und für unser Thema instruktivsten Traumgeschichten ist dabei die besagte Brücke eine Himmelsleiter.

Die Geschichte erzählt von Jakob, der als junger Mann in einer schweren Krise ist. Er hat viel verloren, auch seine Ehre. Er kämpft mit Sinnlosigkeitsattacken und tiefer, tiefer Einsamkeit. Und als er nicht mehr weiter weiß, geschieht folgendes; ich lese aus dem 1. Buch Mose aus dem 28. Kapitel:

„Aber Jakob ... kam an einen Ort, da blieb er über Nacht; denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein des Orts und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an dem Ort schlafen. Und ihm träumte; und siehe, eine Leiter stand auf der Erde, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder; und der Herr stand oben darauf und sprach...siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hin ziehst. ... Da nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Gewiss ist der Herr an diesem Ort, und ich wusste es nicht; ...und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels.“ (1. Mose 28,10-17)

Vom Stein zum Licht. Das ist die Bewegung: Versteinert, wie Jakob sich innerlich fühlt, wird gerade ein Stein sein Halt. Hier kann er sich sicher fühlen und endlich schlafen. Und nun, so zur Ruhe gekommen, kann er erst erkennen, was die ganze Zeit da war: Geborgenheit. Zuneigung. Achtung. Leichtigkeit. Der schwere Stein auf der Seele wandelt sich zur Pforte des Himmels.

Der Himmel auf Erden - daran hat Jakob schon lange nicht mehr geglaubt. Deshalb schickt ihm Gott diesen Traum. Eben von einer Himmelsleiter, auf der Engel herauf und heruntersteigen. Schon wieder sie, die geschäftig Himmel und Erde verbinden. Sie ernen Gottes Botschaft, damit sie auch wirklich verstanden wird. Nach jüdischem Verständnis rennen sie deshalb die Leiter herauf und herunter, weil sie so *viel* Not sehen. Die und all die Sorgenlast gilt es, schnell, schnell hoch zu Gott bringen, um den Segen und das Licht Gottes schnell, schnell in die Seelen der Menschen herunter zu tragen. Denn die Menschen sollen wissen: Du bist behütet. Und: Dein Weg ist noch weit.

Nach oben, hin zu der Hoffnung, dass es Heilung gibt. Im Alten Testament dient die Vorstellung von Träumen zur Beschreibung nicht allein individuellen, sondern des endgültigen Heils. Es wird dann erscheinen, wenn Gott am Ende der Geschichte alles Neu machen wird:

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.“ (Psalm 126,1)

Diese Worte hat man vor mehreren Tausend Jahren den Israeliten zugesprochen, die im Exil zutiefst verzweifelt waren und gefangen in ihrer

Unfähigkeit, sich überhaupt noch etwas zu erträumen. Die keine Visionen mehr hatten, sozusagen nicht nur physisch, sondern auch metaphysisch obdachlos waren.

Beobachten wir nicht, dass die meisten Menschen nicht mehr fassen können, was sie *gesund* macht - theologisch: was sie heil sein lässt. Sie haben buchstäblich keine Worte - und damit auch keine Vorstellung - für das, was ihnen Lebenslust ist und Qualität von Leben. Etwas, das sie verheißungsvoll erträumen wie ein Kind. Vielen fehlt der Kontakt zu einer Vision, die einem Kraft gibt und Inspiration. Etwas, das über einen selbst hinaus weist und einem Halt gibt, weil es gerade nicht aus einem selbst heraus kommt.

Unsere Gesellschaft leidet zunehmend unter dem Verlust dieser Dimension. Es fehlt das Zutrauen in Träume, in denen einem etwas gesagt wird. Es fehlen auch Momente und Orte der Be-Sinnung, sich eines Traumes anzunehmen. Folglich fehlen auch die Momente des Selbstbefragens: wen man lieben möchte und wie man das Scheitern aushält und die inneren Grenzen, was man tut mit Schuld und Glück - all dies kommt kaum irgendwo unter. Und wenn einen dann irgendwann der bekannte Ruck durchfährt mit der Frage: Das soll alles gewesen sein?, lässt einen die metaphysische Obdachlosigkeit leer zurück. Lässt einen stumm werden, wenn es um unsere Wurzeln geht und unser Ziel, um Vertrauen und Gewissheiten.

„So will ich meinen Geist - übersetzt auch: meinen Atem - ausgießen über sie alle, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Alten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“ (Joel 3,1)

Die alten Propheten halten gegen mit dem Traum von der Anderswelt, in der Gott abwischen wird alle Tränen. Träumen erlöst davon, gefangen zu sein in der Geist- und Atemlosigkeit. Nur wer träumen kann, was kommt, kann dem gewachsen sein, was ist und was war.

Ernst Barlach: Der Träumer

Kurze Meditation, Pastor T. Götting

Da liegt er also, der Träumer, ruhig und entspannt, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, gelassen wirkt das auf den ersten Blick. Die Augen scheinen fast geschlossen, nur einen kleinen Spalt vielleicht geöffnet. Ansonsten geht der Blick vielleicht nach innen, schweigend und hörend, neigend seines Herzens Ohr, suchend den Frieden?!

Der Träumer träumend versunken unter dem weiten Himmel, vielleicht auf einer Sommerwiese liegend, ruhig aus- und einatmend...

Aber gegen zuviel Sommeridyll spricht dann doch auf der anderen Seite auch manches. Kein Gänseblümchen, mit dem die geschlossenen Lippen des Mundes sanft umschließend spielen.

Und das Kissen unter seinen Armen, den Kopf stützend - vielleicht kein weiches sommerliches Stroh, kein sanftes Kissen, eher schon ein kantiges Etwas, mehr an den Stein unter dem Haupt des Jakob erinnernd, als an ein zartes, nachgiebiges Ruhekissen.

Und die ganze Gestalt, nicht nur träumerisch leicht, nicht einfach nur dahingegossen, sanft dahinfließend wie die Wellen der heimatlichen Landschaft, die Barlach in seiner Figur wiederzuentdecken uns Betrachtern so sehr nahelegte.

Nicht nur die sanft dahinfließenden Wellen der heimatlichen Landschaft, sondern auch eigentümliche Strenge in all dem Träumerischen: Die Beine parallel gebeugt, die Füße genau nebeneinander gesetzt, kein entspanntes „Fleezen“.

Eher eine verordnete Haltung von Gehaltensein und entspannter Spannung oder spannender Entspannung. Irgendwo dazwischen zwischen Hans Guck in die Luft und streng geerdet; den Träumen wohl innerlich nachlauschend, aber die Bodenhaftung ganz und gar nicht verlierend.

So liegt er da, der Träumer und so träumt er seinen Traum, der Mund nahezu regungslos, kein selig träumerisches Lächeln umspielt die Lippen, was mag er träumen? Was mag er schauen? Was mag er sehen?

Was wäre mein Traum? Was schaue ich - nach innen gekehrt und nach aussen hoffend? „Halte deine Träume fest. Lerne sie zu leben....“ höre ich einen sagen. Traumhaft schön...

Friedrich Schorlemmer:

(aus: Klar sehen und doch hoffen, 2012)

Kein Künstler hat mich lebenslang so angesprochen wie Ernst Barlach. Einmal im Jahr muss ich nach Güstrow und in seine Landschaft fahren. Barlach begegnet mir so sanft wie kraftvoll, so zeitbedingt wie überzeitlich, so bildnerisch wie sprachlich faszinierend, so tief religiös wie geweitet in seinem Denken, fern allem Dogmatischen.

Ich sehe ihn gehen, jeden Tag eine, zwei, drei Stunden unter freiem Himmel zu Fuß zwischen Bäumen und Sträuchern, Weihern und Waldstücken, an Seen und Kanälen unterwegs. Mann im Wind. Wanderer, Schäfer, Vergnügtes Einbein. Aufgerissen, aufgetürmt, verhangen der Himmel. Dämmergrau und sonnenklar, azurblau und kumuluserzaubert, schäfchenwolkig und gewitterdrohend-schwarz das Firmament.

Der Himmel erzählt Leben für den, der sieht. Wer unter ihm zu leben weiß, wird frei, fühlt sich erhoben ins Träumerische und bleibt doch auf dem Boden der Tat-Sachen. Kein Zufall, dass Barlach sich von seinem „Träumer“ nicht trennen mag, nicht trennen kann. Den Käufern signalisiert er „ich will es gerne glauben, dass Sie an dem Stücke Gefallen haben. Es sind die Wellen der mecklenburgischen Landschaft.“ (geäußert gegenüber Friedrich Schult 1936)

Den Wegen folgen und querfeldein gehen; vor einem knorrigen alten Baum verharren, aufgestützt auf den Spazierstock, blinzeln, murmelnd, schweigend - sagen wir: vor einer wohl achtzigjährigen Buche, so majestätisch wie die Solitäreiche. Mit ihm das Verwachsene wie das stolz Hochgewachsene wahrnehmen. Das Heile und das Beschädigte. Und wieder und wieder die Weite erspüren -, sie in sich hineinlassend, das Innere weitend. Ich halte Ernst Barlach ohne seine Landschaft nicht für vorstellbar.

Absichtsloses Gehen. Die Studien macht das Auge und nimmt die Landschaft in genaueste Erinnerung. Da begegnet er Menschen, wie er sie in der Großstadt Berlin nie hätte sehen können, sagt er selber. Ich frag mich, warum nur ist er nicht Maler geworden ist. Weil er Menschen gestaltet hat, sich selbst und ihnen belegend in der Natur; aufeinander zugehend undaneinander vorübergehend, sich der Unbill des Lebens stellend. Der Felder sattes Grün, wogendes Gold, stachelnde Stoppeln, brennende Kartoffelkrautdüfte, satte Erdschollen, schneebedeckte Weiten in sich aufnehmen. Und so erst verstehe ich ihn ganz: Vor dem Farbenreichtum und dem Licht-Schattenspiel immer neu erstaunen, das Glück der Augen, wie das Glück, ganz bei Sinnen zu sein genießen: im Hören Riechen, Fühlen, Sehen, Erschmecken, Genießen.

Dazu jenes herzerwärmende Rotbraun der gotischen Ziegel des Domes und der Pfarrkirche, im Gegenlicht zumal oder bei tief stehender Sonne auf sich wirken lassen - noch mehr hinter blauem Himmel mit Haufenwolken, aufgetürmten und zerreißen, ein Ziegelrot, das bei jedem Licht anders leuchtet. Immer wieder das beruhigende Grün der Linden. Meine Mutter ist Mecklenburgerin und ich war in fast jedem Sommer als Kind bei den Großeltern in Gnoien. Was ich sehe, ist alles ist so schön, dass jeder Schauende beinahe zerplatzen müsste. Barlach konnte es in „Kunst“ umsetzen, der „Natur“ etwas ablauschen, ohne sie wiederholen zu wollen, zu können, zu dürfen. Kunst ist für Barlach „die äußere Darstellung eines inneren Vorgangs“.

Die Luft, die reine, die scharfe, die schmeichelnde, die laue, die schneidende, die stille, die bewegte, die sanfte, die flimmernde, die stürmische... das Echo zwischen Domläuten und Scheunengiebeln weitab, zurückwerfend die Klänge. Ein platonisches Gleichnis. Ich versuche, es ihm nachzufühlen. Die Landschaft im Wechsel der Jahres-Zeiten. Alles kehrt wieder und ist doch nicht dasselbe.

Zur Landschaft gehören die Häuser, die geduckten wie die stolzen, die Stadtsilhouetten von Wismar, Rostock und Stralsund, und immer wieder von Güstrow im Morgen-, Mittag- und Abendlicht. Zu seiner Landschaft gehören die Menschen, die ihm begegnen, die Kraftvollen und die Humpelnden, die Ausgezehrten und die Wohlgenährten, die Gezeichneten und die Aufrecht-Widerständigen, die (Selbst-)Zweifelnden und Lebensmutigen, Sänger und Flötenbläser. Verletzliche und das Verletzte. Das Empfindsame und das Mitleidende abspüren - im unendlichen „Fries der Lauschenden“, aber auch im majestätisch-kraftvollen des Spaziergängers oder des Wanderers im Wind, die stehende Bäuerin und die weinende Frau, die hockende, die sitzende, die lachende Alte. Von seiner Landschaft her begegne ich ihm noch einmal „ganz anders.“

Barlachs Landschaft sehe ich, dann lese ich seine Naturbetrachtungen im Tagebuch und in Briefen. Er selbst wird sicht- und hörbar als ein so expressiver wie leiser Landschafts-Lautmaler, der Sehen, Fühlen, Horchen, Wohligsein und Frieren auf eine so selbstverständliche und nachempfindbare Weise in seine Bildsprache zu bringen vermag. Das Dürre und das Üppige, die Seen und die See, das Aus-Sich-Herauswachsen und das Über-Sich-Hinauswachsen, die Stille und der Sturm, das ganz Kräftige und Erblühende wie das Verletzte, Abgebrochene, willkürlich Zerstörte wird Gestalt.

Was wäre die Landschaft schließlich ohne Morgennebel, ohne Abendfeuchte, Nachtstille und Singvogelkonzerte, ohne Unkenrufe und Froschgetöse, ohne die Rinnsale und die Bäche, ohne knirschenden Gang durch den Schnee und den federnden Gang durch weichen Waldboden. Die Seen, von Ufer zu Ufer,

die Spiegelungen, jene schönen Illusionen der Verdoppelung, die Erreichbarkeit des anderen Ufers, jene ausstrahlende Stille des Wassers und sein Aufgewühltsein im Winde, das Wellenschlagen im Sturm. Nicht nur die mecklenburgischen Seen, auch die Ostsee mit dem Fischland, mit Hiddensee und Rügen! Immer wieder zieht es mich an diese See, nicht an die Nordsee. In die Heimat eben. So sitze ich im Sommer 2011 im Gutshaus in Liddow auf Rügen, weitab von allem, schweigend, allein und mit allem verwoben.

Gleichmäßiges, starkes, ein fast stumpfes Rauschen. Die riesig wirkende Pappelgruppe wird von Windböen geschüttelt. Ein Geräusch, als sei da ein Ton auf dem Weg von einer Unendlichkeit zu einer anderen. Rechts von den hohen Bäumen eine alte Lindenallee. Geducktes Holz, dem Himmel nicht so nah wie die Pappeln. Sie trägt mit Stille zur Landschaft bei - der Wind hat keine Lust heute, so tief durch Blattkronen zu fliegen. Der Himmel spielt mit seinen Wolken. Vorhang zu, Vorhang auf. Dazu Getschilpe, Getschilpe. Schwalben mir direkt zu Kopfe, noch und noch. Im Nest, im dicken Knöterich, versorgt ein Bachstelzenpaar seine Jungen. Mich aufgeregt beobachtend, eilig, wahrlich flatterhaft.

Ich sitze still im Garten, wohl eine Stunde lang. Nichts als: da sein. Da sein: als ein beinahe Nichts. Der Natur bin ich egal – und fühle so, dass ich ihr Teil bin. Warum aber haben die Vögel kein Vertrauen zu mir? Ich tu ihnen doch nichts. Und der Himmel ist frei von Raubvögeln. Ich sehe keinen Habicht. Und über den Boden schleicht keine Katze. Ein Vögelchen ist raus aus dem Nest und hält sich mühsam auf dem Mauerfirst, auf einem schrägen Dachstein. Ist wohl zu nahe bei mir, bekommt daher nichts von der ängstlichen Mutter. Rückt weiter heran. Rutscht, fällt herunter, liegt im Gras zwischen den Malven. Ich nehme es vorsichtig in die Hand. Es strampelt aufgeregt. Es fasst sich so zart an. Ich setze es wieder auf den First. Nun bewegt es sich in die richtige Richtung - unter die schützend üppigen Knöterichblätter. Dem Nest zu. Dann plötzlich fliegt der kleine Vogel. Landet auf dem Zinkfensterbrett des Hauses, wundert sich wohl, wie glatt und warm das Blech ist. Kriecht in eine Fensterecke. Ich nehme das Tier, setze es wieder hoch. Erneut bleibt die Vogelmutter auf Distanz. Sie geht aber auch nicht ins Nest – will mir wohl nicht zeigen, wo es ist. Keiner soll genau sehen, wohin sie die Nahrung im Schnabel bringt. Am nächsten Morgen die gleiche Szene. Die Vogelmutter kommt mir nicht zu nahe. Sie schützt sich, um ihr Nest zu schützen. Wenn ihr etwas Böses geschieht, verhungern die Kleinen. Also muss sie leben bleiben. Und das heißt, vorsichtig sein. Heute Morgen ist „mein“ Vögelchen nicht mehr da. Konnte es nun fliegen oder hat es die Eule heute Nacht gefunden? Die will auch leben. Alles will leben, und eins nährt sich vom anderen. Sorge und Glück. Verzweiflung und Lebensfreude. Immer ist ein Wesen in Sorge um die Kleinen, auf dass sie groß werden, um wieder Kleine zu haben, für die wiederum sie sorgen können. Gut verstehe ich, was Albert Schweitzer meinte, als er sagte: „Ich bin Leben, das leben will mitten

unter Leben, das leben will". Ich auch. Aber ich bin auch Leben mitten unter Leben, das Angst hat vor denen, die von mir leben wollen und also gegen mich leben. Bin also auch Leben mitten unter Leben, das Angst hat. Liebe und Angst. Liebe als Leben gegen die Angst, die Angst als Motor für ein Leben - um Angst zu überwinden - in Liebe. Klar sehen, dass Leben kostet. Und doch hoffen, dass der Preis niemals höher ist, als Liebe geben kann.

Ist so Frieden, dann gibt Liebe wohl mehr, als man hoffen kann.